

Nr. 9. Bromberg, den 14. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Auch Frau Enkelmann lag lang ausgestreckt, käsbleich im Liegestuhl und wagte sich nicht hinunter in den Salon, in dem die wenigen Seefesten beim Abendessen saßen. Nur nichts essen!

Von allen Unglücklichen war sie die Beklagenswerteste. Die anderen konnten auf morgen hoffen. Dann kamen sie an Land und aller Jammer war vorüber. Gegen Mittag schon sollte die schottische Küste in Sicht kommen; am Abend würden sie in Edinburgh spazieren gehen, mit festem Boden unter den Füßen.

Worauf aber sollte sie hoffen? Wenn das Schiff anlegte, kamen die Gendarmen an Bord!

Erst am späten Abend in der elften Stunde, begann das Deck sich zu leeren. Einer um den anderen wankte stöhnend hinunter, sich am Geländer stützend. Hedda Vulpius hatte Frau Enkelmann geholt und sie hinunterbegleitet. Sie half ihr ins Bett und legte sich selbst bald, um zur Hand sein zu können, wenn die alte Dame etwas brauchen würde. Auf Minchen konnte man nicht rechnen; die hatte mit sich selbst genug zu tun. Sie war überhaupt nicht mehr hinaufgegangen als sie die Seekrankheit nahen fühlte. Weder Dr. Heinicke, noch Overweg sollten sie in diesem Zustande sehen

Gegen Mitternacht war niemand mehr oben. Nur Elterlein saß vorn an der Spitze auf seinem kleinen Klappstühlchen. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und schaute hinaus auf die See. Das Feuer von Skagen warf abwechselnd rote und weiße Strahlen. 60 Sekunden rot, 60 Sekunden weiß, rot-weiß-rot-weiß. Wie riesige Geisterfinger glitten die Strahlen über das Wasser.

Morgen um diese Zeit waren sie auf schottischem Boden! Wie groß war doch die Welt und wie herrlich das Reisen! Heute noch im dänischen Fahrwasser, gestern in Deutschland, morgen auf schottischem Boden!

Morgen um diese Zeit!

Er schüttelte den Kopf. War es nicht sinnlos, so zu denken? Wie lange war es denn her, daß er gezählt hatte: noch vier Wochen, noch zwei Wochen, noch einen Tag, noch zwölf, acht, vier Stunden?

Und jetzt zählte er schon wieder? Was morgen, was übermorgen sein würde. War ihm die Gegenwart gar nichts, alles nur Zukunft?

„Werd ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön, dann mögt Ihr mich in Ketten schlagen."

Er schüttelte den Kopf. Nein, er war kein Faust, nur ein Unzufriedener, nichts weiter.

Das Schiff hatte seinen Kurs geändert und fuhr nahe am Ufer. Er sah den Leuchtturm deutlich, sah die Wellen ans Ufer rollen, höher und höher hinaufbranden, bis sie am Wellenbrecher zerschellten. Das Schiff stampfte, tauchte in die Wellentäler und hob sich hoch hinauf auf den Kamm.

Er schaute hinüber zum Lande zu den Wellenbrechern. Eine Welle hat keine Zukunft, sie ist nur Gegenwart, aus Gegenwart geboren und in ihr endend. Sie wächst, bäumt sich auf gegen ihre Widersacher und zerschellt an ihnen.

Zerschellt an einem hölzernen Pfahl und ist doch stark genug, ein Schiff in den Grund zu schleudern! —

Lange saß er in der Sommernacht und schaute hinaus auf das Meer. Als er sein Lager aufsuchte, verblaßten die Sterne.

Am nächsten Morgen lachte die Sonne in goldener Majestät vom wolkenlosen Himmel und küßte den Schaum der kleinen, sich kräuselnden Wellen. Während der Nacht hatte das Schiff das Skagerrak passiert und kreuzte jetzt quer über die Nordsee. Gegen Mittag kamen die schottischen Berge in Sicht. Vögel umkreisten das Schiff und ließen sich auf ihm nieder. Kleine Flotillen von Seglern und Schifferbooten kündeten die Landnähe. Zwischen zwei kahlen, klippenstarrenden Inseln hindurch nahm das Schiff seinen Weg in den schottischen Meerbusen, den Firth of Forth. Langsam zog es an kleinen Felseninseln vorüber, die von Seevögeln dicht besiedelt waren. Die Vögel schwebten an den dunklen Felswänden auf und nieder, schossen plötzlich wie ein Pfeil in die Tiefe und tauchten nach geraumer Zeit wieder auf, die zappelnde Beute im langen S nabel.

Langsam und ruhig fuhr das Schiff, dessen Führung ein schottischer Lotse übernommen hatte. Ganz unbemerkt war er an Bord gekommen. Jetzt wurden im Norden die gewaltigen Pfeiler der Firth of Forthbrücke sichtbar, der größten Brücke der Welt, die ihre Pfeiler über einen Meerbusen spannt. Fast alle Passagiere standen am Vorderdeck, drängten sich an die Reling und hielten die Gläser vor den Augen.

Dr. Heinicke wies, den Bädecker in der Hand, mit dem Finger auf eine kleine bewaldete Insel; zwischen den Bäumen wurden weiße Mauern sichtbar. Soldaten in der malerischen Tracht der schottischen Hochlandregimenter lehnten am Gemäuer und ließen schweigend, die Shagpfeife im Munde, das Schiff an sich vorüberziehen.

„Inch-Keeth, ein Fort. Es ist stark befestigt."

Niemand antwortete. Alle waren genugsam damit beschäftigt, die bunten, stetig wechselnden Bilder in sich aufzunehmen. Bald nach rechts, bald nach links flogen die Köpfe. Schon war Leith, der Hafen und die Straßen, ohne Glas deutlich erkennbar. Im Hintergrunde ragte stolz und herrlich auf seinen Hügeln die Königin des Nordens, Edinburgh.

Das Gewimmel von kleinen Dampfern, Pinassen und Booten wurde lebhafter, je näher das Schiff dem Quai kam, an dem es anlegen sollte. Frau Enkelmann starrte mit weit aufgerissenen Augen. In ihrem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. In einem dieser Boote kamen die Männer, die sie verhaften sollten.

Ganz plötzlich hatten alle Passagiere, die noch eben Seemützen getragen hatten, Hüte auf den Köpfen, Stöcke und Schirme in den Händen. Auch die Damen standen frisiert und behütet, mit Handschuhen und Täschchen, reisefertig. Alle drängten an das Gitter, das gleich zurückgeschoben werden würde. Jeder wollte der erste an Land sein.

Nur Frau Enkelmann beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Aufbruch. Sie nahm den Apotheker beiseite.

„Ich will noch nicht mitkommen. Ich muß mich erst fertigmachen. Ich will noch ein wenig ruhen. Ich habe in der Nacht schlecht geschlafen."

Er schaute sie besorgt an und griff in die Tasche, in der die Baldriantropfen waren. Sie wehrte ab.

„Nein, nicht das. Mir ist ganz gut. Aber wenn du mir einen Gefallen tun willst, fährst du gleich auf das Postamt und fragst, ob ein Telegramm für mich da ist. Vielleicht ist es schon da."

Noch einer war an Bord, der den allgemeinen Aufbruch, die Flucht an Land nicht mitgemacht hatte. Als Frau Enkel-

mann in die Kabine zurückgehen wollte, stieß sie am Treppeneingang gegen den Spazierstockmann, der den Hut zog und weiterging.

Unermüdlich kreiste er um das Deck, rundum, immer rundum. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schaute nach seinem Schrittmesser. Noch dreitausend Schritt! Wenn er diese geschafft hatte, wollte er auch an Land gehen.

*

Dietrich Overweg schritt mit Minchen Enkelmann voran, Dr. Heinicke mit Elterlein hinter ihnen; Hedda Vulpius hatten sie in die Mitte genommen.

„Wohin gehen wir?“

„Immer der Nase nach.“

Dr. Heinicke schwenkte übermütig seinen Bädecker. „Wir können nicht fehlgehen. Eine schnurgerade Straße zieht sich durch Leith bis hinauf nach Edinburgh und stößt dort an die Prinzeßstreet. Das ist die Hauptstraße.“

Er fand sich überall schnell zurecht.

„Ich muß aber erst zur Post gehen; ich habe es meiner Tante versprochen“, warf Overweg ein.

„Sollen Sie haben!“ Dr. Heinicke war sehr gut aufgelegt, froh darüber, endlich einmal vom Schiff herunter zu kommen. „Zuerst führe ich Sie zur Post, und zwar auf dem allerkürzesten Wege. Die Hauptstraße ist die Prinzeßstreet und die Hauptpost liegt gewiß an der Hauptstraße.“

Die Kombination erwies sich als richtig.

„Overweg, poste-restante, Enkelmann, poste-restante“, verlangte der Apotheker, als er endlich am Postschalter stand.

„Please“, setzte Elterlein hinzu.

Bald hielt der Apotheker drei Schriftstücke in der Hand, eines an ihn selbst, eines an Tante Therese und eines an Minchen. Er erbrach das seine zuerst. Es war nur ein Kartenbrief. Herr Thomas schrieb, daß in der Apotheke alles in bester Ordnung sei. Er könnte ruhig noch zwei bis drei Monate wegbleiben. Herr Thomas sandte auch den Damen seine respektvollen Grüße und empfahl sich ihnen hochachtungsvoll und ergebenst.

Das Schriftstück für Tante Therese war das erwartete Telegramm. Overweg drehte es unschlüssig zwischen den Händen.

„Was mache ich damit? Ich muß sofort wieder zurück aufs Schiff und es der Tante bringen. Ein Telegramm ist immer wichtig.“

„Nicht, wenn es poste-restante ankommt. Vielleicht liegt es schon einige Tage hier. Da kommt es auf einige Stunden mehr nicht an. Wir werden es ihr heute Abend mitbringen.“

Dr. Heinicke sagte es so bestimmt, daß der Apotheker keinen Widerspruch wagte. Zwar hatte ihn die Tante gebeten, es ihr sofort zu bringen! Doch wenn Dr. Heinicke es nicht erlaubte?

Hedda Vulpius las ihm den Zwiespalt von der Stirn.

„Wir können von hier einen Messengerboy schicken. Der ist in einer halben Stunde unten am Schiff.“

Overweg dankte. „Ja, das ist eine glänzende Idee.“

„Ich habe eine noch bessere. Kann Ihre Mama telephonieren?“ wandte sich Elterlein an Minchen, die still mit großen Augen den wunderlichen Postbetrieb beobachtete. Das war alles ganz anders als in Deutschland. An den Schaltern saßen Damen, so weit die Schalter überhaupt besetzt waren. An vielen war nur eine Klingel. Wer etwas haben wollte, rief durch die Klingel den diensttuenden Beamten herbei.

„Glauben Sie, daß Ihre Mama telephonieren kann?“

Minchen lachte. Ihre Mutter sollte nicht telephonieren können! Die Witwe eines Oberpostsekretärs, die von der Amtshauptstelle selbst einen Zweigapparat hatte?

„Dann ist es am einfachsten, wenn wir sie anrufen. Das Schiff liegt am Albertdock. Dort ist gewiß ein Telephon. Sie wird herangerufen und Sie können ihr das Telegramm vorlesen.“

Dietrich Overweg zweifelte noch.

„Aber wie soll ich dem Fräulein auf dem Amt das sagen? Ich kann nicht englisch.“

Hedda erbot sich, die Verbindung herzustellen.

Der Apotheker war noch nicht zufrieden.

„Aber dann muß ich es aufmachen. Ich kann doch ein fremdes Telegramm nicht aufmachen.“

Elterlein beruhigte ihn. „Natürlich dürfen Sie es tun, wenn Frau Enkelmann es Ihnen gestattet. Sie müssen Sie fragen.“

Minchen hatte inzwischen auch das für sie bestimmte Schriftstück erhalten. Es war nur ein weißer bedruckter Karton. Aber auch Drucksachen können wichtige Mitteilungen enthalten.

Paul Langbein, Postassistent
Elise Müffelmann
Verlobte.

Langsam zerriß sie erst den Karton in winzig kleine Stückchen und dann das Kuvert, auf das er sein säuberlich gemalt hatte: An Fräulein Minchen Enkelmann, Berlin, Weltkugelapotheke. Wenn verreist, nachzusenden! Männertreue! Und diesem Menschen hatte sie einen Brief per Flaschenpost schicken wollen!!!

Wie gut war es, daß sie es nicht getan hatte. Jetzt müßte sie sonst das ganze Weltmeer absuchen, um ihren Brief wieder zu erlangen. Hedda Vulpius hatte inzwischen die telephonische Verbindung mit Frau Enkelmann hergestellt. Overweg trat an den Apparat und las das Telegramm vor.

„Alles kompensiert und ausgeglichen. Beide Strafanträge abgelehnt. Kosten sind zu teilen. Ich gratuliere. Ebenstein.

Die fünf Reisegefährten schritten langsam die Prinzeßstreet hinunter.

Die Prinzeßstreet von Edinburgh ist die schönste Straße der Welt. Sie ist einen Kilometer lang und besitzt nur eine Reihe von Häusern. Auf der anderen Seite geht die Straße in eine Schlucht über. Diese Schlucht, die die Altstadt von der Neustadt trennt, ist breit und tief. Aber sie ist auf das verschwenderischste mit Rabatten, Blumenbeeten und Springbrunnen ausgestattet. Doch nicht diese Blumengärten bilden den schönsten Schmuck der Prinzeßstreet, sondern das Castle, der breite, 400 Meter hohe, wildzackige nackte Felsen, der senkrecht aus der Schlucht aufsteigt. An seinen Anhängen klettern Schafe und Ziegen herum und seine Spitze krönt die Burg der alten schottischen Könige.

Dr. Heinicke hatte den Bädecker gut studiert; er führte seine kleine Schar die Prinzeßstreet hinunter, vorbei am Walter Scott-Denkmal, das einer Kapelle ähnelt mit seinem 60 Meter hohen Turm. In der Kapelle sitzt der Dichter mit einem Buche in der Hand, ihm zu Füßen liegt sein Lieblingshund Maida und um ihn herum stehen in Lebensgröße die Hauptfiguren seiner Romane, Meg Merrilies und die Lady vom See, der letzte Minstrel und Prinz Karl Eduard, der Hochländer.

Am Ende der Prinzeßstreet liegt die Station der Calendonieneisenbahn. Der Bahnhof ist so groß, daß ein großes Hotel und ein elegantes Restaurant in ihn eingebaut werden konnten. In dieses Restaurant, das ihm empfohlen war, lenkte der Oberlehrer seine Schritte. Es war gut, sauber und das Essen preiswert. Mehr als über das gute Essen freute sich Elterlein über die wunderbare Ruhe, die in dem großen, gut besetzten Lokal herrschte. obwohl nur wenige hundert Schritt entfernt Eisenbahnzüge ein- und ausfuhren. Doch das Lärmen und Treiben, das mit einem Eisenbahnbetrieb unvermeidlich verknüpft ist, drang nicht über die Schwelle des Restaurants. Hier war alles eitel Ruhe und Frieden. Nur flüsternd gaben die Gäste den Kellnern ihre Befehle und, wenn sie miteinander sprachen, geschah es in halblautem Ton, um die Nachbarn nicht zu behelligen. Auf vornehmste Ruhe und Rücksichtnahme war der Ton gestimmt, dem jeder sich unterordnete.

Dr. Heinicke hob sein Glas. „Zum Wohle und auf einen weiteren glücklichen Verlauf unserer Fahrt!“

Er sagte es ziemlich leise und trank sein Glas aus. Eigentlich hätte es Porter sein müssen, aber es war nur Rheinwein. Overweg hatte den Vorschlag gemacht, daß sie Rheinwein trinken sollten, alle zusammen eine Flasche und dann vielleicht noch eine. Und Dr. Heinicke hatte sich bescheiden müssen, obgleich er sich ärgerte. Wer trinkt Rheinwein in Schottland? Whisky und Gin, Porter und Ale sind hier Nationalgetränke. Aber als Hedda erklärte, daß Whisky ein Schnaps sei und daß schnapsende Männer ihr gräßlich seien, hatte er geantwortet, daß der Vorschlag mit dem Whisky nur ein Scherz gewesen wäre.

Über den Apotheker ärgerte er sich aber doch. Was hatte er überhaupt Vorschläge zu machen? Das war seine, des Leiters Aufgabe. Und obendrein war er Temperenzler. Eine nette Abstinenz! In Kopenhagen trinkt er Aquavit, bis er nicht mehr stehen kann und hier muß er Rheinwein trinken.

Dietrich Overweg ahnte nichts von den Gefühlen, die sein gutgemeinter Vorschlag in dem Lehrer ausgelöst hatte. Er hatte es nur der Billigkeit wegen gesagt. Sie waren eine größere Gesellschaft. Fünf Personen. Da ist eine Flasche Wein immer das Vorteilhafteste. Und da er nichts trank und die beiden Mädchen auch nur an ihren Gläsern nippten, würden sie mit der einen Flasche auskommen. Außerdem sah es viel vornehmer aus, eine Flasche Wein auf dem Mittagstisch zu haben, als Kannen mit Porter, das trotz all seiner Vorzüge, die Dr. Heinicke anpries, doch nur Bier war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe.

Von Niki Fürst.

(Nachdruck verboten.)

Sonnenglast liegt über dem Augusttag. Es sind Erntetage. Hier und dort klingt ein Ton durch den Mittag: das Rollen eines Wagens, einer Mähmaschine, die stramme Pferde ins Feld hinausziehen, das kurze Bellen eines Köters. Sonst ist alles still. Eine schwere bleierne Ruhe schiebt sich durch die Wärme des Tages. Sie lastet auf Menschen und Dingen.

Inmitten des weiten Hofes, im Schatten der Linde, steht Johann Buchmann, des Bauern ältester Sohn. Die kurze Pfeife hängt ihm in der Ecke des kühn gezogenen, nicht unschönen Mundes. Den Hut hat er in den Nacken geschoben, und über die hohe Stirn zieht sich in Wellen das Blondhaar herab. Wenn er nicht arbeitet, weiß der Heidebauer, ob jung oder alt, mit seinen Händen nicht recht etwas anzufangen; er vergräbt sie in die Hosentaschen. Und das hatte auch Johann Buchmann jetzt getan.

Ein selbstbewußter Stolz steht auf seinem gebräunten Gesicht geschrieben, der trotzige Bauernstolz eines Menschen, dessen Hand und Sinn gebietend über einen weiten Kreis von Menschen und über ein großes Anwesen reichten, der Stolz eines Menschen, der sein Tagewerk mit dem Imperativ im Munde beginnt und beendet.

Er blickt gelangweilt durch das Tor auf die Straße. Und beantwortet mit einem ebenso gelangweilten Nicken des Kopfes den Gruß einiger Mädchen, die, Kornblumen in den geöffneten Miedern, am Hoftor vorübergehen.

Er hat — meint er in stiller Betrachtung — alle Ursache, mißgelaunt zu sein. Daß es auch gerade jetzt in der Erntezeit kommen mußte mit dem Alten. Am zweiten Tage schon standen die Gäule im Stalle, schlichen die Leute müßig umher. Aber morgen würde er wieder fahren lassen und auch selber mit draußen sein. Diese Grillen überhaupt von der Mutter . . .

Von seinem, des Jungen Gut ging es letzten Endes, wenn der Landwirtschaftsbetrieb stille lag. —

Ja, was auf dem Buchmannshofe fast zu den Unmöglichkeiten gehörte: er stockt, der Betrieb. Schon am zweiten Tag. Denn hinten in der Kammer liegt der alte Bauer im Sterben. Es ist kein stilles, friedliches Hinüberdämmern, das ihm beschieden. Er findet noch zu viel freie Konten in seinem Lebensbuche. Viele Dinge noch gibt es, die ihm unerledigt erscheinen, vor die der Tod ein hartes, gebieterisches „Halt" zu setzen sich anschickt.

Seit fünf Tagen wälzt sich der Bauer in Fieberschauern. Auf und ab flackert das Lebenslämpchen. Der Mann auf dem Lager kann nimmer die Ruh' finden . . . .

Just an seinem sechzigsten Geburtstage hatte ihn das Fieber umgeworfen. Zwei Tage später hatte die Bäuerin den Arzt aus der Stadt holen lassen. „Lungenentzündung" hatte der Doktor konstatiert und resigniert den Kopf geschüttelt. Einen angebotenen Imbiß hatte er dankend abgelehnt. Da hatte man gewußt, daß es mit dem Bauern zu Ende ging. Denn wo ein Sterbender im Hause lag, saß Dr. Bieberwirth nicht als Gast am Tische.

Der junge Bauer grollt mit dem Geschick. Nicht etwa, weil ihm der Tod den zu nehmen trachtet, an dessen Stelle er treten soll. Aber er liebt es nicht, wenn die Räder ruhen in diesen Tagen, da draußen die reife Ernte in Garben steht. Was kümmerte ihn die Sache der Sterbenden.

Johann Buchmann sieht sich um.

„Sei söllt nah'm Vadder kamen!" Die Großmagd ruft es ihm zu und verschwindet wieder im Hause. —

Auf seinem Lager liegt der alte Bauer. Kalter Schweiß steht ihm auf der faltenbedeckten Stirn. Keuchend zittert sein Atem. Ein über das andere mal bäumt sich sein Körper auf, während die knochigen Hände ins Leere tasten. Groß und heiß brennen die Augen in wahnsinniger Angst.

Mit aller Gewalt seiner zähen Bauernnatur ringt der alte Buchmann mit einem unsichtbaren Feind. Seit zwei Tagen. Und der Gegner läßt nicht locker, hält ihn mit eiserner Faust gepackt und zeigt unbarmherzig mit seiner Knochenhand auf das Stundenglas, durch das Sandkorn auf Sandkorn rinnt . . . .

„Ich will nicht, ich will nimmer!" stöhnt der Bauer. „Nur noch ein paar Tage! Mein Haus will ich beschaffen!"

In gehetzter Verzweiflung irren die brennenden Blicke des Bauern durch das Gemach.

Am Bettrande hockt die Frau, die ihm durch lange, arbeitsreiche Jahre treue Gefährtin war. Durch lautes Schluchzen preßt sich ihrem Herzen ein Vaterunser nach dem anderen stammelnd über die bebenden Lippen.

„Vergib uns unsere Schuld . . . auch ihm . . . und gib ihm ein leichtes Sterben und die ewige selige Ruh' . . . Allmächtiger . . . .!"

Die Tür öffnet sich und herrisch aufrecht, festen Schrittes, tritt der Sohn in die Kammer. Kalt wie sein Herz in dieser Stunde ist auch jeder Zug seines Gesichtes. Während der Sohn abwartend am Bettrande steht, denkt er, daß er zu Ostern die schmucke Anne Westerdieck freien wird. Und daß jetzt vor ihm jemand stirbt, der es nicht leiden mochte — die Geschichte zwischen ihm und der hübschen Wirtstochter.

Der Alte hatte die Tür klappen hören und die Schritte des Sohnes vernommen. Er streicht sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Ja so, er hat ihn rufen lassen. Er winkt der Frau, zu gehen. Leise schlägt die Tür hinter ihr ins Schloß. Der Sohn läßt sich auf den Stuhl nieder und wartet, bis sich der Alte gesammelt hat.

„Johann, sind wir allein?"

„Wir sind allein, Vater."

Mühsam richtet sich der Sterbende ein wenig auf, sucht hastig im Kopfkissen und hält ein Papier in der zitternden Hand.

„Das ist mein Testament, Jun', ich hab's noch selber aufschreiben können. Den Advokaten brauchen wir nicht, wir Buchmanns. Braucht nicht jeder zu wissen, wie's steht um uns, Jung'. Es betrifft dich — ja, und die andern: Muttern, den Fritz und die Mädchen. Sind gut verheiratet, die Mädchen — mit meinem Geld. Hab's sauer verdient. Aber sie sind gut, die Mädchen. Hunderttausend sollen sie noch haben, die Liese und die Marie — jede hunderttausend. Der Fritz kriegt zweihunderttausend. Hab's schwer verdient. Aber ist ein braver Bursch und wird die Schultzen Grete freien. Der Mutter bleibt ein Auskömmliches. Und du . . ."

„Und ich, Vater?" Bisher hatte der Sohn ohne äußere Anteilnahme zugehört.

„Und du — viel wird nicht bleiben . . . an Barem, mein' ich. Dreißigtausend — etwas mehr noch. Und der Hof. Ist seine Dreimalhunderttausend wert. — — Den Hof kriegst du, wenn du **nicht** die Westerdieck Anne freist! Sie ist 'ne Fünsche, Johann, die hoch hinaus will und nicht arbeiten mag. Und betrügen tät sie dich — das ist 'ne Mannstolle. Glaub' mir, Johann. Nimm sie nicht. Sonst kriegst du nur den Pflichtteil und mußt vom Hof . . . Hier steht alles drin im Papier . . ."

Der Junge will auffahren im harten Bauernsinn. Aber etwas anderes wird in ihm wach. Er lächelt überlegen:

„Wo denkst du hin, Vater! Natürlich nehm' ich die Anne Westerdieck **nicht**!"

„Versprich mir es in die Hand, Jung'. Schwör es mir."

Der Sohn legt die Hand in die des Vaters.

„Ich schwör es!"

„Ist gut, Jung'! Bist immer wacker brav gewesen. Die Buchmanns haben noch keinen Meineid getan. Du wirst nicht der erste sein. Wär' auch schlimm . . . sehr schlimm . . . für dich . . . und die andern. Und ich könnt' nimmer ruhig schlafen, wenn ein Buchmann falsch geschworen hätt'!" . . .

Sonnenstrahlen streichen durch den Raum, durch den das Röcheln des Sterbenden klingt. Der Bauer lächelt schwach. Jetzt ist's ihm leichter. Er lehnt sich zurück. Ermattet schließt er die Augen.

Ein Ruck geht durch die Gestalt. — Der Bauer hat ausgelitten.

„Du wirst schon ruhig schlafen", flüstert der Sohn, nimmt ihm das Papier aus der erstarrenden Hand und steckt es in die Tasche.

Dann geht er hinaus — festen Schrittes. Wie er gekommen. Jetzt ist **er** der Herr! — — —

In der Küche am Herd steht der junge Bauer und blickt sinnend in die Flammen, die gierig ein beschriebenes Blatt verzehren. Dann tritt er hinaus und geht eiligen Schrittes aus dem Hof, die Dorfstraße entlang — ins Wirtshaus, um beim Wirt um die Tochter zu freien . . .

Worüber das Theaterpublikum lacht.

Ein Theaterpublikum hat eine rätselhafte Massenseele, die in ihren Äußerungen unberechenbar ist, und zu den mancherlei nicht vorherzusehenden Ausdrucksformen seines Vergnügens gehören die Stellen, an denen es lacht. „Was mich bei der Aufführung meines neuen Stücks am meisten überraschte", schreibt ein junger Dramatiker in einem Londoner Blatt, „das war das, worüber das Publikum lachte. Ich hatte keine Ahnung davon, daß sich die Zuschauer so leicht amüsieren können. Das geschieht besonders Sonnabends. Stellen, an denen Montag oder Dienstag nur ein leises Kichern zu hören ist, werden am Freitag oder Sonnabend mit dröhnendem Gelächter begrüßt. Denn an jedem Abend ist die Stimmung des Hauses verschieden. Am verschiedensten aber ist das Lachen. Daß die Menge bei gewissen nie versagenden Situationen brüllt, ist nicht verwunderlich. Wie könnte ein Publikum still bleiben, wenn sich der junge Mann auf den Zylinder seines Onkels setzt oder seine Schwieger-

mutter an Stelle seiner Frau abküßt? Aber da gibt es so manches feinere Witzwort, so manche komische Nüance, von der man nie wissen kann, ob sie einschlägt. Worüber das Publikum lachen wird, davon haben weder der Verfasser, noch Direktor, noch Schauspieler die geringste Ahnung, bevor die Uraufführung stattgefunden hat. Fragt man sie, so sagen sie: „Wir wissen nichts darüber, das Publikum wird Ihnen schon bei der Aufführung erzählen, was es davon denkt. Bis dahin . . .“ An dem großen Abend, wenn man voll Stolz und Verzweiflung, voll Hoffnung und Furcht hinter den Kulissen wartet, da bricht dann plötzlich das Gelächter aus bei Sätzen, die man nie und nimmer für humoristisch gehalten hätte, und vielleicht dröhnt die lauteste Lachsalve gerade bei einer Äußerung, die man noch im letzten Moment streichen wollte, weil sie einem zu dumm und schwach erschien. Ein Kollege hat mir erzählt, daß das Publikum bei einer Bemerkung in seinem letzten Stück vor Lachen schrie, die lautete: „Sie gießen aber sehr hübsch Tee ein, jedes mal in die richtige Tasse.“ In meinem Stück erhob sich der stärkste Lacherfolg des Abends in einem Streit zwischen zwei jungen Leuten, die sich darüber unterhalten, ob es Nieren zum Frühstück geben soll. Einige Witze, die ich für recht gut hielt, gingen unter eisigem Schweigen vorüber. Während man niemals sicher sein kann, wann das Publikum lachen wird, muß man an gewissen Stellen ganz sicher sein, daß es nicht lachen wird. Denn ein Gelächter in einem tragischen oder auch nur ernsthaften Augenblick kann das ganze Stück leicht zu Fall bringen. Lautes Lachen ist verhältnismäßig leicht zu erzielen. Aber sehr viel schwerer ist es, auf den Gesichtern der Zuschauer das leise Lächeln und das behagliche Schmunzeln hervorzuzaubern, in denen sich der Sinn für feinen Humor äußert. B.

Bunte Chronik



* **Die Studien neuer Stickgase in England.** Einem Bericht der „Westminster Gazette“ zufolge werden in England zur Zeit von einer damit beauftragten großen Kommission Untersuchungen angestellt über die Erfolge neuer Stickgase für den Gaskrieg. Mehr als 500 Offiziere und Soldaten sind dabei tätig. Im Laufe der letzten 12 Monate wurden 150 000 Pfund Sterling für die Untersuchungen verausgabt. Das Laboratorium entdeckte u. a. zwei neue Stickgase, von denen das eine eine mehrstündige Betäubung hervorruft, während das andere tödlich wirkt und sich sehr rasch verbreitet. Das Betreten der Wege, die nach dem Laboratorium führen, wo die Untersuchungen vorgenommen werden, ist aufs strengste verboten; die in der Gegend wohnenden Landwirte müssen, wenn sie mit ihren Produkten zum Markte wollen, stundenweite Umwege machen. Nur das Personal des Laboratoriums kennt die Zusammensetzung der beiden Gase, und dies Personal ist derart ausgesucht, daß ein Verrat nicht zu befürchten ist.

*

* **Die Geschwindigkeit und Stärke der Winde.** Nach der internationalen Beaufortschen Windskala für die See gilt den Schiffern ein Wind als „frisch“, wenn er sich mit einer Geschwindigkeit von 15 Meter pro Sekunde bewegt. Bei starkem Winde von 25 Meter pro Sekunde fängt man an zu reffen; steigert er sich zum Sturm und vom Sturm zum Orkan mit einer Geschwindigkeit von 40 Meter pro Sekunde, dann wird vor Top und Takel gelaufen, d. h. die Segel können unter solchen Umständen überhaupt nicht mehr geführt werden. Auf dem Lande genügt für einen Sturm eine Geschwindigkeit von 29 Meter, um Äste und mäßige Stämme abzubrechen und kleine Bäume zu entwurzeln. Auch in unseren Breiten sollen Sturmgeschwindigkeiten bis zu 144 Kilometer in der Stunde, also 40 Meter pro Sekunde, vorkommen. Nach den Beobachtungen der deutschen Seewarte in Hamburg schwankte die Geschwindigkeit der stärksten Stürme an der Nordsee seit 1876 zwischen 23 und 32 Meter pro Sekunde. Bei den tropischen Orkanen wächst sie zuweilen bis zu 60 und mehr Metern an. Von der Gewalt einer so rasenden „Windsbraut“ kann man sich bei uns nur schwer einen Begriff machen, und noch weniger von der ungeheuren Zerstörungskraft tropischer Wirbelstürme, deren Geschwindigkeit in spiralförmiger Bahn bis zu 150 Meter in der Sekunde berechnet worden ist. Der größte bisher beobachtete Winddruck ist wohl der von einem Tornado in St. Louis entfaltete, nämlich 500 Kilogramm pro Quadratmeter; es soll dabei eine Lokomotive umgeweht worden sein. Der Eiffelturm in Paris ist für einen Winddruck von 400 Kilogramm pro Quadratmeter konstruiert; in Amerika rechnet man sogar bei Häusern mit einem Winddruck von 344 Kilogramm pro Quadratmeter, was in Anbetracht der großen Höhe der sogenannten Wolkenkratzer auch nicht zuviel ist.

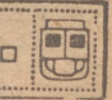
*

* **Verschollene Pelzjäger im nördlichen Eismeer.** Aus Wladiwostok wird gemeldet: Vergessen auf einem fernen Eiland in der Beringstraße vernahmen 15 Russen mit Erschütterung dieser Tage die Kunde von dem Ausgang des Weltkrieges, dem Sturz des Zaren, der Revolution und der bolschewistischen Staatsform, als der Sowjetkreuzer „Worowski“ auf seiner Forschungsreise, von der er soeben wieder hier eintraf, jene Insel berührte. Seit dem Jahre 1915 waren die 15 Bewohner der Insel durch die Zerstörung ihres Bootes in einem Sturm völlig vom Festland abgeschnitten. Die Besatzung der „Worowski“ fand sie mit Fellen bekleidet und ganz nach der Art der Eskimos lebend. Ihre Freunde und Verwandten auf dem Festland hatten sie offenbar vergessen, oder sie für verloren gegeben, als sie von ihrer regelmäßigen Sommerfahrt nach der Insel nicht mehr zurückgekehrt waren. Die Revolution brachte außerdem solche Veränderungen mit sich, daß die geographischen Angaben über diese Insel mehr oder weniger verloren gegangen waren. Es war eine der Aufgaben der „Worowski“ entsprechend neue Vermessungen vorzunehmen. Die 15 berichten, daß sie die Überlebenden von 30 waren, die schon in den Jahren vor dem Krieg auf Pelzjagd nach der Insel zu fahren pflegten. Nach dem Schiffbruch gruben sie sich Wohnstätten und Schneehöhlen und hatten wenigstens das Glück, daß ihnen Fische, Seegeflügel und Seehunde einigermaßen Nahrung boten. Fischfang und Jagd trieben sie, nachdem die Munition zu Ende war, nach Art der Eskimos mit Speeren und knöchernen Angelhaken.

*

* **Wenn man die ganze Menschheit beglücken will.** Ein Neuyorker Millionär, Leopold Schepp, sandte den Aufruf an die ganze Welt, ihm einen Rat zu geben für die zweckdienlichste Verteilung seines großen Bankkontos unter die notleidende Menschheit. Schepp ist 84 Jahre alt, und er wünscht in seinem hohen Alter der Menschheit Gutes zu tun. Aber er will nicht den gewöhnlichen Weg der Almosen für die Bedürftigen und Dotationen für die wohltätigen Gesellschaften gehen. Sollte sich nicht eine Weise finden lassen, auf welche sein Geld der ganzen Menschheit könnte zugute kommen? Das war sein edler Gedanke, und er bat also die ganze Welt, sich den Kopf zu zerbrechen. Das Resultat war nicht sehr ermunternd. Schepp bekam Hunderttausende von Briefen aus allen Gegenden der Welt, und alle Briefe enthielten Vorschläge zur Verteilung der Dollar-Millionen. Eine Zeitlang schleppten die Postboten täglich etwa 5000 Briefe herbei, — und der alte Millionär floh, von Schreck gejagt, aus seinem Hause in der Stadt nach der Einsamkeit auf dem Lande. Die Briefe wurden einem in dieser Angelegenheit errichteten Büro übergeben, wo sie rubriziert wurden, und wo über sie Statistik geführt wurde. Die meisten Ratgeber schienen zu meinen, daß, wenn ihnen bloß geholfen würde, der ganzen Welt geholfen sei. Alle erdenklichen Wünsche waren in der Unzahl der Briefe enthalten. Ein Landmann in Südamerika wollte Schepp bewegen, sein Eigentum zu kaufen, ein Schafhirt in Palästina wünschte ein Stipendium, um Medizin zu studieren, schuldenbelastete Menschen baten Schepp, ihre Hypotheken abzulösen, eine 99jährige Dame in den Weststaaten ersuchte um ein paar 100 Dollar, so daß sie ein gesichertes Alter leben könnte. Ein gewisser Joseph Swoboda in Prag schrieb in englischer Sprache, und dabei kam sein „Rat“ in folgender Form hervor: „Ich, junger Mann, Mädchen, wir lieben, wir arbeiten, aber arm. Zehntausend Dollar — — Hochzeit, Glück!“ Das nennt sich kurz und bündig. — Aber Schepp sitzt noch über seinen Millionen und weiß nicht, was er mit ihnen machen soll.

Lustige Rundschau



* **Kindliche Neugierde.** „Mama, fressen die Walfische Fische?“ — „Ja, sie fressen auch Fische.“ — „Fressen sie auch Sardinen?“ — „Natürlich, auch Sardinen.“ — „Ja, wie bekommen sie denn die Büchsen auf?“

*

* **Geduldig.** „Und was wünschen Sie als Henkersmahlzeit?“ — „Wachteln mit Weinbeeren gefüllt.“ — „Das geht nicht, das gibt's doch jetzt gar nicht.“ — „Na, dann wart' ich bis zum Herbst!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.